

Beilage z. Wildbader Chronik.

Nro. 116.

Freitag, den 2. Oktober 1903

39. Jahrgang.

Unterhaltendes.

Im Banne der Rache.

Von D. Elster.

5) (Nachdruck verboten.)

„Ja, ich liebe dieses sanfte, liebliche Mädchen, das Du mißhandelst, ich liebe es und würde an seiner Seite das Glück finden, das Du zerlöhrt hast!“

Eine geisterhafte Blässe überzog das Antlitz Frau von Dettelint's. Wie eine Statue des Schreckens, des Verderbens stand sie da, nur in ihren großen, schwarzen Augen loderte eine unheimliche Glut. Ein leises Beben durchzitterte ihre Gestalt dann sprach sie dumpf und drohend: „Du liebst meine Schwester? Du willst mich ihr zu Liebe verlassen?“

Dem Hauptmann wurde bei ihrer starren Ruhe doch einheimlich zu Sinn. Er hatte das Bewußtsein als sei er zu weit gegangen, als habe er sich hinreißen lassen.

„Das habe ich nicht gesagt,“ stammelte er. „Ich habe nur gesagt, daß der Fall eintreten könnte, wenn — wenn — Du — — ach, laß doch die törichte Geschichte ruhen!“ rief er plötzlich wieder in seine gewohnte Weise einschwenkend, eine ihm peinliche Sache rasch abzuwickeln. Wir sind heute Abend beide erregt, laß uns morgen weiter darüber sprechen.“

„Morgen wird es zu spät sein.“

„Dummes Zeug! — Du mußt nicht Alles so schwer nehmen. Ich meinte es ja nicht so ernst.“

— „Aber Du liebst Cläre?“

„Ich bitte Dich.“

„Du liebst Cläre?“ wiederholte sie drohend.

„Zum Henker, was soll ich Dir darauf antworten? Du kenust mich ja! — Wenn ich mit einem so liebenswürdigen, so hübschen, so sanften Mädchen zusammen bin, na, da kommt denn oftmals ein Wort über die Lippen, was besser ungesprochen bliebe. Aber ich versichere Dich.“

„Genug! Ich weiß genug! Jetzt, mein Lieber, werde ich handeln und ich gebe Dir mein Wort, daß ich ein Ende machen werde. Cläre verläßt unser Haus morgen schon — Doktor Mittenzweig hat um ihre Hand geworben, sie mag in eine Pension gehen, bis sie des Doktors Gattin wird.“

„Aber sie liebt den Doktor nicht!“

„Was macht das? — Ich habe aber zu dem Doktor das Vertrauen, daß er Deiner Liebeslei mit Cläre ein Ende macht.“

Aber, Amalie, Du weißt nicht, was Du sprichst.“

„Ich weiß sehr wohl, was ich spreche.“

„Es geht nicht — es darf nicht sein,“ rief der Hauptmann verzweifelt. „Wenn Cläre im Zorne scheidet, bin ich, sind wir alle verloren!“

„Ich verstehe Dich nicht?“

„Du hast mich leider nie verstanden. Aber hast Du vergessen, daß ich der Vormund Cläre's bin, daß ich ihr Vermögen zu verwalten hatte, daß —?“

„ah, verstehst Du auch denn noch nicht —“

„Willst Du sagen, daß dieses Vermögen nicht mehr vorhanden ist?“

Der Hauptmann machte eine bejahende Bewegung und sank, wie vernichtet, in den Sessel zurück.

Eine eisige Kälte legte sich um das Herz der stolzen, leidenschaftlichen Frau. Also dahin war es mit ihnen gekommen? Sie hatte es in ihrem Stolz nicht ertragen können, wenn ihr Gatte seine galanten Liebenswürdigkeiten an andere Frauen verwendete, sie hatte sich durch die Leichtfertigkeit ihres Gatten in ihrem Hochmut, in ihrem Stolz, in ihrer übertriebenen Frauenehre verletzt gefühlt, sie hatte ihrem Stolz, ihrer äußeren Ehre, ihrem Ansehen das Glück ihrer Ehe zum Opfer gebracht, und jetzt — jetzt stand sie da als die Genossin, die Mitschuldige eines Verbrechens, eines ungetreuen Vormundes, eines Mannes, der sich an fremdem Eigentum vergriffen? Jetzt — jetzt war sie abhängig von der Nachsicht, von dem Mitleid eines ihr verhassten Wesens, das ihr noch dazu die Liebe, das Herz ihres Gatten geraubt hatte! Ein Wort von ihm, und ihr Gatte wurde vor den Schranken des Gerichts zur Rechenschaft gezogen, ein Wort von ihm und ihr Gatte ward als Verbrecher eingekerkert, entehrt vor aller Welt und sie, seine Gattin, war seine Mitschuldige, sie trug mit ihm gemeinsam die Schande, die Schmach!

„Bist Du nicht im Stande, das Verlorene zu ersetzen?“ fragte sie mit bebender Stimme.

„Ich besitze nichts mehr, als meine Pension — aber wenn Du willst — Dein Vermögen ist ja für die Kinder festgelegt.“

„Das Vermögen meiner Kinder hergeben?! — Nimmermehr! Soll ich die Kinder dem Hunger preisgeben, weil — weil ihr Vater ein Verbrecher ist.“

„Amalie.“

Er streckte ihr die Hände entgegen. Von seinem Antlitz war jeder Ausdruck des Stolzes, des Trozes gewichen, in seiner Verzweiflung bot er einen bemitleidenswerten Anblick.

Ein verächtliches Lächeln zuckte um ihre stolzen Lippen. „Und Du weißt keinen Ausweg, keine Rettung?“

Er schüttelte stumm das Haupt.

„Nun, dann werde ich versuchen, Dich und uns zu retten,“ fuhr sie fort, sich stolz emporredend. „Was ich tue, ich tue es nicht um Deinetwillen, denn jede Liebe, jede Achtung hast Du verscherzt, ich tue es um meiner Ehre und dem guten Namen unserer Kinder willen.“

„Was willst Du beginnen?“

„Ich weiß es noch nicht, aber ich werde schon einen Weg der Rettung finden. Lebwohl.“

Der Hauptmann wollte sie zurückhalten, doch sie wehrte ihm kurz ab und verließ rasch sein Zimmer. Eine Weile stand er wie betäubt da; dann seufzte er tief auf, warf einen Blick in den Spiegel, erschrock über sein Aussehen, ordnete Haar und Bart und stärkte sich abermals durch ein Gläschen Arrac.

„Unangenehme Geschichte,“ brummte er vor sich hin. „Wenn doch die Frauen nicht Alles gleich so tragisch nehmen wollten. Das mit dem Gelde — hm,

es könnte schlimm ablaufen, aber schließlich, es wäre doch zu ersetzen. Lumpige paar tausend Thaler! — Muß mal mit meinem Freund, Kommerzienrat Walter sprechen.“

Er schritt einige Male im Zimmer auf und ab, sah nach der Uhr, ordnete nochmals sein Haupthaar vor dem Spiegel, zündete sich eine frische Cigarette an und entfernte sich. Dem Dienstmädchen, welches ihm auf dem Corridor begegnete, sagte er, daß er in den Klub ginge; sie möge es seiner Frau bestellen. Dann warf er den Mantel um, setzte den spiegelblanken, modernen Cylinder in koketter Weise auf und schritt rasch die breite, teppichbelegte Treppe hinunter. Vor dem Hause angekommen, atmete er erleichtert auf, die peinliche Scene war fast schon wieder vergessen, leichten Schrittes eilte er die Straße entlang. Er hatte schon größere Schwierigkeiten in seinem vielbewegten Leben überwunden, die paar tausend Taler sollten ihm keine Sorge bereiten.

Inzwischen sah Frau von Dettelint in ihrem Zimmer in finsternem Grübeln versunken. Sie kämpfte schwer mit ihrem Stolz. Sollte sie zu Cläre gehen und ihr das Geheimniß ihres Gatten gestehen, sie um Milde und Nachsicht bitten, sie ansehen, ihres Gatten Namen und Ehre nicht preiszugeben? Sie sagte sich, daß Cläre ihre Bitte gewähren würde. Sie war gerecht genug anzuerkennen, daß Cläre niemals sich um die Verwaltung ihres kleinen Vermögens bekümmert, daß sie ihrem Gatten und ihr selbst in dieser Beziehung volles Vertrauen entgegengebracht hatte. Cläre würde auch um der Ehre der Familie willen schweigen, wenn sie darum gebeten würde. Aber wenn Amalie im Begriff war, zu ihrer Stiefschwester zu gehen, um ihr Alles zu gestehen, um sie um ihr Schweigen zu bitten, dann bäumte sich der Stolz in ihrem Herzen wieder empor, dann gedachte sie des unheilvollen Geständnisses ihres Gatten, daß er Cläre liebe, dann sah sie ihre Stiefschwester wieder in seinem Arm ruhen und ein namenloser Haß gegen diese quoll in ihrem Herzen empor, der jede weichliche, jede empfindsame Regung unterdrückte. Die Leidenschaft der Liebe, der Eifersucht war stärker, als alle anderen Empfindungen. Die unglückselige Frau war geblendet durch die Leidenschaft; sie sah nur den einen Punkt, sie starrte wie hypnotisirt auf die eine Erscheinung: die Gestalt ihrer Stiefschwester in den Armen ihres Gatten! Sie vermochte nicht mehr den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden; sie erkannte in ihrer wahnstinnigen Leidenschaft nicht, daß ein ganz anderer Beweggrund für die scheinbare Zärtlichkeit ihrer Schwester ihrem Gatten gegenüber vorhanden war, als die Liebe, sie wußte ja nicht von der heimlichen Liebe, die Cläre im Herzen trug, sie wußte nicht, daß ihr leichtsinniger Gatte die weiche Stimmung Cläre's zu einem leichtfertigen Spiel der Galanterie benutzte hatte. Und wenn ihr auch dann und wann der Gedanke durch die Seele schoß, daß Cläre's Unschuld und ehrenhafte Ge-

stimmung sich zu einem solchen Spiel nicht hergeben würden, dann verschonte die wahnsinnige Leidenschaft stets wieder diese Gedanken und erregte in ihrem Herzen einen Sturm des Stolzes, der Empörung, der Scham und Enttäuschung, der sie für Alles Andere um sie blind machte.

Es mußte etwas geschehen! Dieser Zustand war unerträglich! Und wenn Cläre nicht in ihrem Plan einer Vermählung mit dem Arzt willigte? Wenn sie im Jorn von ihrem Hause schied — wenn sie gar einen anderen Mann fand, der sie liebte, dem sie sich anvertraute, der von ihnen das anvertraute Gut Cläres zurückforderte, dann war Alles verloren, dann versank ihr, ihres Gatten, ihrer Kinder Leben in Schmach und Schande. (Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

— In weiten Kreisen macht sich gegenwärtig das Bestreben geltend, dem gesamten gewerblichen Mittelstande auf zwangsmäßigem Wege die Wohltaten der staatlichen Invaliden-Versicherung zu teil werden zu lassen. Bevor jedoch diese Frage, die selbstverständlich von tief einschneidender Bedeutung und größter Tragweite ist, ihre Lösung finden kann, wäre es höchst erwünscht, wenn die kleinen Gewerbetreibenden und Betriebsunternehmer, deren ganzer Lebensunterhalt im wesentlichen auf ihrer eigenen Arbeitskraft beruht, von der ihnen nach § 14 des Invalidenversicherungsgesetzes zustehenden Befugnis zur freiwilligen Versicherung einen ausgedehnteren Gebrauch als bisher machen wollten. Nach dem Invalidenversicherungsgesetze sind alle selbständig erwerbstätigen Personen, die regelmäßig keinen oder einen oder höchstens zwei Lohnarbeiter beschäftigen, zum Eintritt in die Selbstversicherung befugt, sofern sie das 40. Lebensjahr noch nicht vollendet haben. Es gehören also hieher Landwirte, kleine Kaufleute und Handwerker, Hausierer, selbständige Schneiderinnen, Lohndiener, Hebammen, Krankenpflegerinnen, u. s. w. Allen diesen beschränkt leistungsfähigen Kreisen des Mittelstands kann nicht dringend genug empfohlen werden, sich die großen Vorteile, welche ihnen die Invaliden-Versicherung bietet, anzueignen, indem sie sich, d. h. noch vor Vollendung ihres 40. Lebensjahres, eine Quittungskarte ausstellen lassen, damit sie in den höheren Lebensjahren in den Genuß einer sichern Rente treten können. Insbesondere ist dies auch denjenigen Personen anzuraten, für welche auf Grund früherer versicherungspflichtiger Beschäftigung (als Lehrlinge, Gesellen, Gehilfen, Arbeiter, Dienstmädchen u. s. w.) bereits Beiträge entrichtet worden sind. Sie sind, wenn sie später selbständig werden, befugt, die früher begonnene Versicherung fortzusetzen und jederzeit, selbst wenn inzwischen Jahre verfloßen sein sollten, zu erneuern. Diese Weiterversicherung unterliegt keiner Beschränkung des Lebensalters. Die Wahl der Lohnklasse steht frei. Im Falle der Fortsetzung einer Versicherung können alle Anrechte durch Verwendung von jährlich 10 Markten zu je 14 Pfg., d. i. durch eine jährliche Ausgabe von 1,40 Mark erhalten werden. Im Falle der Erneuerung

einer früheren Versicherung leben alle vorher erworbenen Anrechte wieder auf, sobald 200 Wochenbeiträge entrichtet sind. Vielsach ist in den beteiligten Kreisen die Ansicht verbreitet, daß es zwecklos sei, sich zu versichern, weil man das 70. Lebensjahr nicht erreichen werde und deshalb keinen Vorteil aus der Versicherung ziehen könne. Diese Auffassung ist durchaus irrig; denn die Leistungen der Versicherungsanstalten, auf welche die Anwartschaft durch die Versicherung gewonnen wird, sind außer der Gewährung von Altersrente: 1. die Invalidenrente ohne Rücksicht auf das Lebensalter, wenn die Erwerbsfähigkeit des Versicherten dauernd auf weniger als ein Drittel herabgesetzt ist, und wenn der Versicherte während 26 Wochen ununterbrochen erwerbsunfähig gewesen ist, für die fernere Dauer der Erwerbsunfähigkeit; 2. die Rückstattung von Beiträgen in zahlreichen Fällen; 3. die Heilfürsorge in Erkrankungsfällen; 4. die Invalidenhauspflege an Stelle gewählter Renten. Nach alledem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die freiwillige Versicherung, welche das Invalidenversicherungsgesetz den minder wohlhabenden Kreisen des Mittelstandes eröffnet, große Vorteile darbietet. Es muß daher aufs wärmste empfohlen werden, von diesem Mittel zur Sicherstellung der Lebenslage recht ausgiebigen Gebrauch zu machen.

(Ueber Testamente.) Nach dem bürgerlichen Gesetzbuch kann jedermann sein Testament selbst machen, d. h. seinen letzten Willen rechtsgültig niederschreiben, nur ist darauf zu sehen, daß kein Versehen unterläuft, denn beim geringsten Formfehler kann das Testament mit Erfolg angefochten werden. Vor allem muß die Niederschrift vom Testierenden selbst geschrieben sein, und zwar jeder Buchstabe, jede Ziffer. In einem Spezialfall wurde ein Testament mit Erfolg angefochten, weil der Testamentserichter einen Briefbogen verwendet hatte, in dem der Ortsname vorgegedruckt war. Klar und deutlich muß ausgesprochen sein, zu wessen Gunsten testiert wird, in welchem Betrage, oder welcher Gegenstand vermacht wird. Ort und Zeit der Ausstellung des Testaments muß genau angegeben sein, ebenso darf bei der Unterschrift Vor- und Geschlechtsname, Stand oder Beruf des Testamentserrichters nicht fehlen. Schreibmaschinenschrift ist ungültig.

— Ein großer Vierhändler in B. in Sachsen ließ in seinem Neubau einen großen Keller ausheben. Es ging jedoch mit der Arbeit trotz der großen Zahl der Arbeiter nicht recht von statten. Plötzlich kam ein wunderbarer Feuereifer in die Leute, und von Tagesgrauen bis in den späten Abend gruben sie mit beispielloser Emsigkeit; die Mahlzeiten wurden auf die knappste Zeit beschränkt. Als der Boden tief genug ausgehoben, konnten sie fast nur mit Gewalt vom Eindringen in größere Tiefen zurückgehalten werden, und schieden mit Wehmut von dem Schauplatz ihrer Tätigkeit. Der Brauer rief sich verstohlen lächelnd die Hände. Er hatte in einen alten irdenen Topf einen Pergamentstreifen gelegt, den er in altertümlicher Schrift mit den Worten beschrieb: „Hierunter liegt viel Geld begrawe, und wer es firt, der soll es

hawe. Bedenke der Armen!“ Diesen Topf hatte er mit einem verwitterten Schiefersteine zugedeckt und ihn da vergraben, wo ihn die Arbeiter am nächsten Tage finden mußten.

— Wie eine amerikanische Zeitung aus Süddakota berichtet, ist der letzte jener berühmten Sioux-Häuptlinge, deren Namen auf jeder Seite der Geschichte des Wilden Westens prangen, im Begriff zu den ewigen Jagdgründen heimzukehren. Red Cloud und Sitting Bull waren die beiden bedeutendsten Anführer der Rothhäute in den blutigen Kriegen von 1845 bis 1876. Sie machten den Truppen der Vereinigten Staaten von Nordamerika viel zu schaffen, und erst zehn Jahre, nachdem alle andern „Sachems“ ein Friedenspapier unterschrieben hatten, tat dies auch die tapfere Rotte Wolke. Von dem Tage an betrachtete der stolze Häuptling sein Tomahawk aber im wahrsten Sinne des Wortes als begraben; nie hatte die Regierung die geringste Veranlassung zum Mißtrauen ihm gegenüber. Als wieder einmal unruhige Zeiten kamen, hatte man es ihm zum größten Teil zu danken, daß die Indianer in Schach gehalten werden konnten. Die Söhne der Prärie sahen eben stets in ihm ihr Oberhaupt, dessen Anordnungen sie sich fügen mußten. Obwohl einst Herrscher über das ausgedehnte Gebiet zwischen dem oberen Mississippi im Osten und den Schwarzen Bergen und Rocky Mountains im Westen, das ganz Kansas, Nebraska, Dakota, Montana, Wyoming, Minnesota und ein Stück von Iowa umfaßt, nennt Red Cloud heute nur ein elendes Zelt, über wenige Quadratmeter Boden angespannt, sein eigen. Bis vor kurzem besaß der greise Häuptling allerdings noch etwa 10 Acker Land und auch ein kleines Kapital. Als er jedoch vor ungefähr vier Monaten schon glaubte, sein Ende stehe dicht bevor, versammelte er seine Kinder um sich und verteilte unter sie die baren 600 Doll. und seinen gesamten übrigen Besitz. Der Sensenmann ließ aber länger auf sich warten und so war Red Cloud während seiner letzten Gnadenfrist auf die Milbherzigkeit seiner nächsten Nachbarn angewiesen. Denn seine Söhne u. Töchter waren, nachdem sie ihr Erbe in Empfang genommen u. das bischen Grundeigentum an die Regierung verkauft hatten, wieder zu ihren Familien zurückgekehrt. Den sterbenden Vater ließen sie mit der ebenfalls recht hilflosen alten Mutter allein. Geduldig sieht der vor längerer Zeit erblindete Indianer seiner Auflösung entgegen. Die von der Agentur gesandten weißen Aerzte haben erklärt, daß menschliches Wissen nichts mehr helfen könne; einige Medizinmänner des Siouxstammes bemühen sich zwar noch täglich um ihren greisen Chef, doch quälen sie ihn mehr, als sie ihm gut tun. Vor wenigen Wochen empfing Red Cloud noch einige Besucher, die von weit her kamen um aus dem Munde der einst so gefürchteten Nothaut selbst etwas über deren früheren Heldentaten zu vernehmen. Seiner Kriegserlebnisse wußte sich der Häuptling noch sehr zu erinnern.

— „Sie haben kein Telefon mehr?“
Wirt: „Nein, abends telefonierten die Frauen um ihre Männer hierher, da mußte ich es aufgeben.“